Hunsrücker Siebmacher

Von Josef Hoffmann

Unsere Aufnahme zeigt eine „Siebmacherkeez" vom Hunsrück, genauer: die Keez meines Vaters Jakob Hoffmann, Heinzenbach, Kreis Simmern, geb. 1843, gestorben 1930. Die Keez fand ich im Sommer 1966 auf dem Speicher meines Vaterhauses und überbrachte sie dem Hunsrücker Heimatmuseum in Simmern, wo sie freudig in Empfang genommen wurde. Denn in keinem deutschen Museum dürfte eine Siebmacherkeez sich finden lassen.

Aber auch Siebmacher, wie es sie einmal auf dem Hunsrück gab, dürfte es, was ihre Besonderheiten anging, in gleichem Maß nirgendwo gegeben haben. Heute sind sie auch auf dem Hunsrück längst ausgestorben.

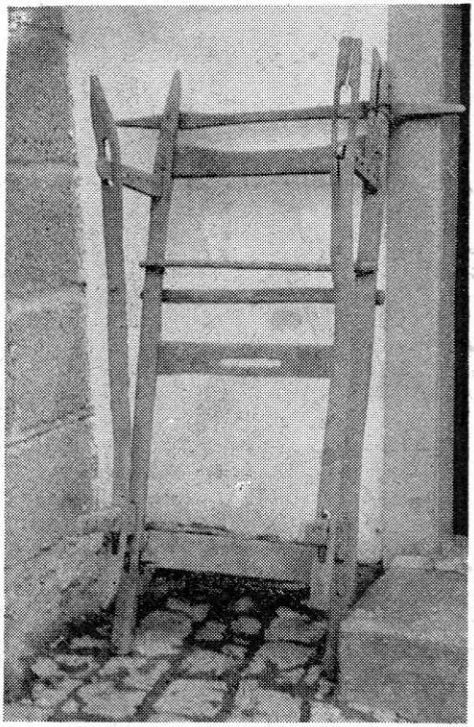
Das Siebmacherhandwerk, verbunden mit dem Sieb-Handel von Tür zu Tür, von Dorf zu Dorf, hatte für die Hunsrücker Wirtschaftsgeschichte eine beachtliche Bedeutung, obwohl die Siebmacherei sich im wesentlichen auf die Dörfer Heinzenbach, Reckershausen und Reich (alle Kreis Simmern) beschränkte, wenn auch da oder dort in anderen Dörfern einzelne Siebmacher lebten.

Zunächst noch einmal zurück zu unserer Aufnahme: Niemand möchte vermuten, daß man auf dieses dünnholzige Traggestell bis zu eineinviertel Zentner (125 Pfd.) Siebe packen konnte. Niemand auch wird es heute so leicht glaubhaft finden, daß die Hunsrücker Siebmacher eine solche „Last Siebe" – das war der Fachausdruck – vom Hunsrücker Hochland aus auf dem Rücken bis zu 50 km weit und weiter trugen, bergauf, bergab, bei jedem Wetter und in jeder Jahreszeit, wenn auch die warme Jahreszeit naturgemäß bevorzugt wurde, soweit dies möglich war: über den Großen Soon, über den Lützelsoon hinweg, oder durchs Kellenbachtal oder durchs Hahnenbachtal ins Nahetal hinein, von dort weiter in die Pfalz; oder sie trugen ihre Last über das Erbeskopfgebiet ins Saarland, auf anderen Strecken ins Moseltal, in die Eifel, ins Rheintal, über den Rhein hinweg in den Westerwald, ins Siegerland, in den Taunus, ins Maingebiet bis in die Frankfurter Gegend, auch ins Ruhrgebiet.

Obwohl es streckenweise Postwagen, später sogar Eisenbahnen gab, hat der wohl größere Teil der Hunsrücker Siebmacher in älterer Zeit auf diese Transportmöglichkeiten verzichtet und die Last Siebe getrost auf die Schultern genommen, um Geld zu sparen, soweit die Postwagen überhaupt bereit gewesen wären, das sperrige Frachtgut der Siebmacher zu übernehmen.

Wir sind in den Sommern 1966/67 mit dem Personenwagen die wichtigsten Straßen abgefahren, auf denen mein Vater – einer unter vielen Hunsrücker Siebmachern – rund 50 Jahre lang seine Lasten schleppte.

Nicht selten traten auch die Söhne der Hunsrücker Siebmacher in die Fußstapfen ihrer Väter und wurden wiederum Siebmacher, wenn auch wohl selten ein Lebenlang. So begleitete beispielsweise mein äl-



Siebmacherkeez meines Vaters (1843–1930), Museum Simmern.

tester Bruder zuweilen seinen Vater und trug, erst 16 Jahre alt, immerhin 60 Pfd. Siebe auf seinen jungen Schultern über Berg und Tal und teilte auch all die anderen Strapazen und Entbehrungen getreulich und ohne Murren.

Die „Reisen in die Welt" – wiederum ein Fachausdruck – geschahen: März oder April auf drei bis vier Wochen, vor Pfingsten ebenfalls auf drei bis vier Wochen, nach Pfingsten bis zur Heuernte, nach der Heuernte („Hauptreise") auf acht bis neun Wochen, auch bis September, im Spätherbst auf wiederum drei bis vier Wochen. Ein Hunsrücker Siebmacher war somit in jedem Jahr bis zu 24 Wochen „in der Welt", das heißt: fast die Hälfte des Jahres.

Wie lebten die Siebmacher draußen? Ich zitiere eine wörtliche Niederschrift entsprechend den Mitteilungen meines Vaters: „Brot trocken, selten Butter oder Birnenmus, Malzkaffee, sonntags oft Reis mit Schweinefleisch. Zuweilen wurde uns ein warmes Essen angeboten." Reifes Obst am Grabenrand war als Zugabe willkommen.

Selbstverständlich lebte nicht jeder Siebmacher so sparsam, aber nicht wenige, in den ärmeren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vermutlich alle. Nach 1900 pflegte man allgemein sich besser zu ernähren. Auch nahmen die Siebmacher auf ihrer Keez Nahrungsmittel von Zuhause mit, von denen sie in den ersten Tagen mehr oder weniger lebten; zu diesen Vorräten gehörte auch Butter. Waren diese Vorräte aufgezehrt, dann war Schmalhans Küchenmeister.

Und wie war es mit dem Unterkommen? Tagsüber waren die Siebmacher ohnehin von Tür zu Tür oder auch von Dorf zu Dorf unterwegs, nachdem sie ihr Gebiet erreicht hatten. Nachts wurde erst „in besseren Zeiten" schon einmal ein Bett im Gasthof benützt. War ein Siebmacher erst einmal in seinem Hausiergebiet den Einheimischen bekannt – sie genossen später allgemein ein gutes Ansehen – so hatten sie wohl auch da oder dort in den Dörfern, Höfen oder Mühlen privat ein Bett zu erwarten, wofür sie den Gastgebern ein Sieb flickten oder auch anderswie sich erkenntlich zeigten. Es kam aber auch vor – und dies traf tausendfach und zuweilen lange Jahre hindurch zu – daß die Siebmacher sich mit einer Scheune oder einem Strohschuppen begnügen mußten, wobei sie sich im Winter tief ins Heu oder Stroh hineinwühlten und solchermaßen zudeckten, wobei es dann vorkam, daß der Schnurrbart morgens, wenn sie sich erhoben, infolge der Atemluft am Stroh oder Heu angefroren war.

Eine harte Konkurrenz trafen die Hunsrücker Siebmacher in der Pfalz an, als sie sich dort erstmalig blicken ließen. Dort – wie auch in wohl den meisten anderen deutschen Gebieten, wo keine Siebmacher vom Hunsrück sich einstellten – gab es fahrende Leute, oft Zigeuner, Kesselflicker und ähnliche Menschen tiefstehender Herkunft und minderen Charakters, die auch Siebe herstellten und verkauften. Infolge des Charakters – und des Geschäftsgebahrens – dieser Sorte Menschen war es für die Hunsrücker Siebmacher zunächst außerordentlich schwer, bei den reichen, sehr selbstbewußten und keineswegs zart besaiteten Pfälzer Bauern jenes Ansehen zu erringen, das sie sich schließlich doch erringen konnten. In den ersten Jahren – ich folge „authentischen" mündlichen Berichten – erwiderten diese Bauern nicht einmal den Gruß eines Siebmachers, ganz gleich woher er stammte.

Jene „Katzenbacher" – ein Fachausdruck für die fahrenden Leute der erwähnten Art – machten es sich auch bei ihrer Arbeit bequem: sie transportierten nach Zigeunerart ihre Siebe auf Hundekarren, auch zuweilen auf leichten, überspannten Wagen mit davorgespannten elenden Pferden. Und sie führten ihre Familien gleich mit, lagerten irgendwo im oder vor dem Dorf, kampierten in Backhäusern oder irgendwie anders behelfsmäßig, flickten gleichzeitig – neben ihrem Siebmacherhandwerk – Kessel, flochten Körbe, gossen Löffel und andere Zinngeräte und ernährten sich solchermaßen auf ihre Weise. Ihre billig angebotenen Siebe aber waren ausgesprochen minderwertig, ihre Flickarbeit an beschädigten Sieben desgleichen. Was sie verdienten, verzehrten sie, und für den Durst hatten sie zuweilen ebenfalls noch ein paar Groschen. Ein Liter „Gnorwel"-Kartoffelschnaps kostete ja nur sehr wenig.

Traten dann die ehrbaren Hunsrücker Siebmacher als Konkurrenten auf, so erregten sie nicht nur die Feindschaft jener Fahrenden, sondern wurden auch von den Bauern zunächst mit ihnen auf die gleiche Stufe gestellt. Selbst ein Schuppen oder eine Scheune zum Übernachten wurde zunächst nur nach gutem Zureden zur Verfügung gestellt, wobei dann abends Tabakpfeife und Zunder mit Stahl und Stein – Er-

satz für Streichhölzer – abgeliefert werden mußten, selbstverständlich auch der Gewerbeschein oder auch die Geldbörse. Die meisten Hunsrücker Siebmacher machten deshalb um das Pfälzer Land einen Bogen. Wer aber durchhielt und sich allmählich das Vertrauen der Bauern errungen hatte, der fand dort schließlich ein wirtschaftlich gutes Gebiet, wobei es allerdings auch vorkam – nicht nur im Pfälzerland – daß ein Siebmacher ganze Dörfer ablief, ohne etwas verkaufen zu können. Denn die Hunsrücker Siebmacher machten sich auch untereinander Konkurrenz (am wenigsten allerdings in der Pfalz, dies aus den erwähnten Gründen). Das Hauptreisegebiet meines Vaters war eben diese Pfalz, und bis in sein Alter hinein erreichten ihn Briefe von jenen Bauern, die ihm ehedem nicht einmal den Gruß erwiderten; sogar eine Einladung gelangte an ihn im Alter, und er war dann mit meiner Mutter 14 Tage Gast eines solchen Bauerndorfes, wo bis zu 12 Pferde in jedem Stall standen.

Wenn ein Siebmacher seine „Reise" antrat, so packte er zunächst die „Böden" der Siebe – nicht die fertigen Siebe, weil er Platz sparen mußte – auf die Keez. Es folgten die „Zarchen", jene dünnen, ringartigen Holzkreise, in die die Siebböden nach Ankunft am Ziel vor Beginn des Hausierens hineingebunden wurden, ergänzt durch zusätzliche, schmalere Reifen. Die breiten Zarchen überragten und überlagerten den Kopf des Trägers, so daß sie bei Regen sogar ein wenig Schutz boten.

Mitgenommen wurden an Handwerkszeug: ein Kaffeekessel (mit Malzkaffee in einer Büchse), ein „Stecheisen" von besonderer Form, eine „Soul" (Ahle), eine Drahtschere, eine Plattzange, ein leichtes Hämmerchen, eine Büchse mit sehr kleinen Nägeln (Instrumente zum Zusammenbau der Siebe), auch weicher Draht, eine Jacke für den Sonntag, Ersatzstrümpfe und Wäsche, dazu in einem kleinen Tragsack die oben erwähnten Lebensmittel für die ersten Tage.

Die Unterwäsche wurde am nächstbesten Bach gewaschen, über die Keez gespannt und so getrocknet. In der Hand trug der Hunsrücker Siebmacher einen sehr hohen Stock aus – im Backhaus getrockneten – Schwarzdornholz, oben mit einem Loch versehen, durch das ein Riemchen gezogen war, so daß man den Stock am Unterarm oder an der Keez aufhängen konnte. Der Stock war – neben einem Taschenmesser – die einzige Waffe, besonders nötig für die angreifenden Hofhunde, aber auch bei anderen Attacken. Pfeife und Tabak gehörten ebenso zum Hunsrücker Siebmacher. Das Pfeiferauchen war der einzige Luxus. Der erwähnte blaue Leinenkittel war neben einem Hut oder einer Mütze der einzige Wetterschutz sommers wie winters. Ursprünglich trugen sie Halbstiefel (wie das Militär), später zumeist schwere Schuhe. Gerieten sie im Freien in ein Unwetter, so hatten sie kaum eine Möglichkeit, die Kleider zu trockenen oder zu wechseln.

Welche Sieb-Arten vertrieben die Siebmacher?

Da waren zunächst die „Ährenreiter", sehr weitmaschige Siebe, die vor allem im Winter daheim mit den eisenhart gewordenen Händen auf einem runden „Siebbrett", auch Strickbrett genannt, „gestrickt" wurden. Die Männer saßen dann vom frühen Morgen bis zum späten Abend vor ihrem Siebbrett und „strickten". Soweit ich mich erinnere, war das Verdienst einer solchen Tagesarbeit eine Mark (Holzhauer verdienten ebensowenig). Soweit sie ihre Heimarbeit nicht selbst „in der Welt" im Hausierhandel verkaufen konnten, verkauften sie den Überschuß „an den Trutschler", einen sehr angesehenen und rechtlich denkenden Kaufmann in Kirchberg. Dies taten vor allem jene Siebmacher, die nicht mehr in der Lage waren, ihre Heimarbeit selbst von Tür zu Tür anzubieten. Das Angebot bei Trutschler war nicht selten größer als der Bedarf.

Jene Siebmacher, die draußen hausierten, vertrieben zunächst einmal ihre eigengearbeitete Ware; es gab aber Umstände, die dazu führten, daß die Hausierer Siebböden bei Trutschler hinzukaufen mußten, bzw. ließen sie sich auch Siebböden per Bahn – als diese den Hunsrück mit anderen Gebieten verband – nachsenden.

Die verschiedenen weiteren Siebarten seien nur eben genannt: es gab Halbährenreiter (mit engeren Maschen), das Spelzsieb, das Raresieb, das Halbraresieb (Rare: von Rade, Unkrautsamen), das Staubsieb (vor allem bei Müllern beliebt), das Mehlsieb (vor dem Backen benötigt), das Haarsieb (für die bessere Küche, für Gaststätten, Apotheker; es war aus Pferdehaaren gewoben), schließlich später auch Siebe aus feinem Messingdraht.

Und was verdiente der Hunsrücker Siebmacher für diese seine unendlich schwere Arbeit? Der reine Heimarbeiter, der die

Siebe nicht selbst vertreiben konnte, der Sommer wie Winter vor einem Siebbrett saß (neben sich „das Krönchen" mit dem aufgelegten Drahtring, der beim Stricken abrollte, neben sich ferner das „Kringelholz" für besondere Zwecke, dazu die Nägel, an denen die „Kringel" befestigt wurden, ehe das Stricken begann, dazu der Hammer und die Zange (zum Einschlagen bzw. Ausziehen der „Kringelnägel") verdiente, wie erwähnt, je Arbeitstag eine Mark (ein Pfund Butter: 80 bis 110 Pfg., ein Brot: 50 Pfg.). Die Lage dieser reinen Heimarbeiter war somit alles andere als rosig; und sie mußten froh sein, wenn „der Trutschler" für ihre Arbeit Verwendung hatte, was nicht unbegrenzt zutraf.

Der hausierende Siebmacher aber verdiente (einschließlich der von ihm daheim geleisteten Arbeit am „Strickbrett" je Tag draußen bis zu fünf Mark, sogar bis zu 6 Mark, ein Tageslohn, der – auch bei Mitberechnung der Heimarbeit – beachtlich hoch war. Diese Summe konnte allerdings keineswegs stets erreicht werden. Es gab äußerst arme Zeiten, wo – wie mir ein Siebmacher erzählte – er am liebsten die Keez mit der Last in den Dorfteich geworfen hätte, um nie mehr heimzukehren. Zudem wurde auch im besten Falle das oben erwähnte Verdienst nur erreicht, wenn der wandernde Mann auf elendste Weise sich ernährte und auch auf ein geldkostendes Bett für die Nacht verzichtete.

Immerhin konnte mir ein Hunsrücker Siebmacher erzählen: „Ich habe all die Äcker und Wiesen, die ich für meine – zuletzt fünfzehnköpfige – Familie kaufte, gewissermaßen auf dem Rücken nach Hause tragen müssen." In den genannten Dörfern spielte für den Aufstieg so mancher Familie das Siebmachereinkommen eine entscheidende Rolle.

Was aber an unerhörter Arbeitsleistung, an heute kaum noch vorstellbarer Entbehrung dazu gehörte, als Siebmacher sich den notwendigen Erdboden für die Familie zusammenzutragen, das übertrifft die Leistungen unserer Generation ums Vielfache. So mancher Acker und so manche Wiese, die heute bei den Nachfahren vielleicht wenig geachtet wird oder gar brach liegenbleibt, ist auf diese Weise in den Besitz der Familie und der Nachfahren gekommen.

Noch in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ging der eine oder andere Siebmacher solchermaßen – wenn auch weniger entbehrungsreich – „in die Welt". Nur auf ungefähr konnte er für Nachrichten aus seiner Familie erreichbar sein, indem er da- oder dorthin postlagernde Briefe sich zusenden ließ, die ihn dann allerdings zuweilen erst sehr spät erreichten. Dann kam es wohl vor, daß Unglück gemeldet wurde, daß die Mutter oder die Kinder an schweren Krankheiten lagen oder auch daß aus der Familie jemand gestorben war. Es kam auch vor, daß der wandernde Siebmacher eiligst sich auf den Heimweg machen mußte, wobei er dann die Ware irgendwo unterstellte, um in Gewaltmärschen heimwärts zu streben. Unter dreizehn Kindern war mein Vater trotz dieser Verhältnisse nur bei der Geburt des jüngsten Kindes nicht daheim.

Und wenn dann solch ein Siebmacher heimkam – nach 4 oder 12 Wochen – dann freute sich die ganze Familie. Die Kinder bekamen ihren halben oder gar ganzen Losweck (Semmel) oder auch ein paar „Zukkersteine", und auch für die Mutter des Hauses war nicht selten etwas in der sonst leeren Keez. „Er riecht so schön nach der Welt"! sagten die Kinder, und diese „Welt" erschien ihnen als überaus anziehend und verlockend. Und brachte der Vater dann gar noch „Hasenbrot" mit, und war es auch noch so ausgedörrt, so war dies ein besonders herzerfrischendes Geschenk. Damals konnten Kinder noch sehr leicht glücklich gemacht werden.

Aus der „Vorgeschichte" der Hunsrücker Siebmacherei nur kurz dies: Um 1850 wurden die Siebböden nicht aus Draht geflochten – „gestrickt" – sondern aus „Siebholz" hergestellt. Siebholz war Salweidenholz; es konnte nur astfreies Holz benützt werden. Es wurde mühsam mit einem primitiven Instrument in schmalste Streifen geschnitten, und diese Streifen dienten dann als Drahtersatz. Das Holz mußte oft stundenweit auf dem Rücken hergeholt – dabei: gestohlen! – werden. Auch alle anderen Siebarten – Haarsiebe – machten die Hunsrücker Siebmacher in Heimarbeit und verkauften sie „in der Welt".

Die „Siebkeez" im Hunsrücker Heimatmuseum hat wahrlich eine besonders reizvolle, wenn auch mit unendlichen Mühen verbundene Geschichte. Sie verkörpert ein Stück Heimatgeschichte, von der schon die heutige jüngere Generation rein nichts mehr weiß. Möge das Sammelstück im Museum auf viele Generationen ein Andenken bleiben an das, was einmal war!